

Feuilleton

INKLUSION

Seht euch diese Frauen an!



Arno Widmann bekam bei der Oscar-Rede von Frances McDormand Gänsehaut

Sehen Sie sich bitte, bitte Frances McDormands Oscar-Dankesrede an. Sie hatte den Oscar für die beste Hauptdarstellerin erhalten für die Rolle einer wütenden Mutter in „Three Billboards Outside Ebbing, Missouri“. Sie dankte dem Regisseur, ihrem – ihr Wort – „Clan“ und „allen in diesem Raum versammelten Menschen“. Dann trat sie aus der natürlich hervorragend choreographierten Show nur zwei Minuten hinaus, stellte den gerade erst erhaltenen Oscar – es ist nach zwanzig Jahren ihr zweiter – neben sich auf den Boden und bat alle nominierten Frauen aufzustehen. „Meryl, steh auf, dann machen die anderen es auch“, wandte sie sich an die ebenfalls wieder einmal für einen Oscar nominierte Meryl Streep. Die stand auf, lachte, drehte sich um, zeigte dem Publikum, dass sie aufgestanden war. Frances McDormand rief: Steht auf ihr SchauspielereInnen, Regisseurinnen, Drehbuchschreiberinnen, Bühnenbildnerinnen, Kostümentwerferinnen, Komponistinnen. Immer mehr standen auf. Die Kamera zeigte Frauen, die aufgestanden waren. Ich sah nur eine Afroamerikanerin darunter. Lag es an den Kameramännern oder waren die anderen nicht aufgestanden? Waren sie nicht da? Oder habe ich einfach nur den falschen Ausschnitt gesehen?

Frances McDormand wandte sich wieder an das Publikum. „Seht euch diese Frauen an. Prägt euch ihre Gesichter ein. Sprecht mit ihnen. Nicht jetzt auf der Party. Sondern ladet sie ein in eure Büros. Macht Verträge mit ihnen. Jede von ihnen hat großartige Geschichten zu erzählen. Noch zwei Worte möchte ich sagen: inclusion rider.“ Sagte es und verließ mit festem Schritt die Bühne.

In einem Interview erklärte sie anschließend, sie habe erst vor kurzem vom „inclusion rider“ erfahren, nach 35 Jahren im Beruf. Es sei höchste Zeit bekannt zu machen, worum es dabei geht. Es ist die Möglichkeit einer Vertragsklausel, mit der sehr begehrte Kräfte durchsetzen können, dass zum Beispiel ein bestimmter Prozentsatz Frauen, Nicht-Weiße oder andere Gruppen bei einer Produktion beteiligt wird, indem sie ihre Mitarbeit von der Einhaltung einer solchen vertraglich festzulegenden Quote abhängig machen.

Frances McDormand schuf in diesen zwei Minuten einen der eindrucklichsten Gänsehautmomente nicht nur dieser Oscar-Verleihung. Dazu gehört auch, dass sie den „inclusion rider“ nicht erklärte. Sie ließ ihr Publikum rätseln. Wer es dann herausbekommen hatte, wird es nicht so schnell wieder vergessen.



Eine Stadtkrähe. Bereits im Buch „Krähengekrächz“ (2016) beschäftigt sich Monika Maron mit diesen Vögeln. Am Bayerischen Platz trifft sie ein einbeiniges Exemplar.

Das große I und andere Ärgernisse

Monika Maron entdeckt in einer Berliner Straße die Kämpfe dieser Zeit: „Munin oder Chaos im Kopf“

VON CORNELIA GEISSLER

Es ist nicht die Autorin selbst, die hier spricht. Mina Wolf heißt die Ich-Erzählerin des neuen Romans von Monika Maron. Den Vornamen gaben ihre Eltern ihr nach einer italienischen Schlagersängerin. „Heißer Sand und ein verlorenes Land, und ein Leben in Gefahr“, sang diese 1962, „Heißer Sand und die Erinnerung daran, dass es einmal schöner war.“

Maron zitiert diese Verse zweimal. Beim ersten Mal versucht die Erzählerin sich klarzumachen, dass sie nicht einfach nur ein namenloses Geschöpf ist wie all die Wesen, die vor und nach ihr die Erde bevölkerten „und wie Tiere aufeinander losgingen, wenn das Futter knapp wurde“. Beim zweiten Mal erinnert sie sich, dass der Mauerfall Freiheit für sie bedeutete, denn ihre Eltern hätten sie im Geist des Liedes erzogen.

Die Erzählerin wohnt in einer Berliner Altbauwohnung in einer ruhigen Seitenstraße. Sie lebt allein, die Freunde, die sie gelegentlich trifft, sind fast alle im Urlaub, denn es ist Sommer. Sie geht einer stillen Arbeit nach, denn sie schreibt einen Essay über den Dreißigjährigen Krieg. Sie recherchiert so intensiv, dass sie am Ende nicht nur den Text abgeben kann, sondern auch dem unbedarften Leser des Romans auf unterhalt-

sam portionierte Weise eine Menge mitgegeben hat. Wenn nun neue Bücher aus Anlass des Jubiläums vorgestellt werden, dürfte auch Monika Marons „Munin oder Chaos im Kopf“ nicht fehlen.

Der Munin aus dem Titel ist jedoch kein Söldner oder Feldherr. Auf diesen Namen tauft die Erzählerin eine einbeinige Krähe, die Mina zunächst auf dem Balkon und bald in der Wohnung besucht. Sie beginnen einen Dialog über das Leben, der bald zu Gott führt. Die Krähe wirft den Menschen Anmaßung vor, wenn sie die Naturgesetze überlisten wollen. „Und was wäre das Richtige?“, fragt Mina. „Sterben lassen, was nicht leben kann. So jedenfalls machen wir es.“ Doch anders als Vater und Sohn in Pagnolins Film „Große Vögel, kleine Vögel“, denen die Belehrungen eines Raben so auf die Nerven gehen, dass sie ihn töten und verspeisen, bewirkt Mina das Tier eifrig weiter und wartet auf dessen Belehrungen.

Doch wer spricht da wirklich? Nicht nur die naturwissenschaftliche Logik, auch der Verlauf der Handlung legen nahe, dass die Stimme bloß dem Kopf der Erzählerin entspringt, dem Chaos, das ja

ebenfalls im Buchtitel steht. Offenbar bringt der Mix aus Tagesereignissen und Nacharbeit, aus Konzentration und Ablenkung immer neue Denk- und Empörungsschleifen hervor. Monika Maron, die in ihrem grandiosen Roman „Zwischenspiel“ vor- und nachsozialistische Zeiten wie in einem pointillistischen Gemälde durcheinanderflirren ließ, die in „Ach Glück“ der surrealistischen Dichterin Leonora Carrington begegnete, vermengt gern Tatsachen mit dem Unwahrscheinlichen. Diesmal treffen im Vergehen des Sommers die religiös motivierten Kämpfe der Gegenwart auf den Dreißigjährigen Krieg.

Die Bedrohung der äußeren Welt erreicht Minas Schreibtischdasein zunächst in Gestalt einer geistig behinderten Frau, die es nicht lassen kann, auf ihrem Balkon schrill und laut Operetten und Schlager zu singen. In der Abwehr jener Frau findet sich die in ihrem Frieden gestörte Nachbarschaft zusammen. So ironisch, wie Mina davon erzählt, macht sie klar, dass ihr zwar der Gesang unangenehm ist, der kleine Volksaufstand aber eine Nummer zu groß. Viel mehr nervt

sie der Aktionismus, Geschlechtergerechtigkeit in deutsche Texte zu bringen, der bereits den Wissenschaftsbetrieb erreicht hat. Maron wählt nun sarkastische Worte, zeigt, wie scharf sie formulieren kann: „Heraus kam eine Sprache, die nicht gesprochen werden konnte, schon gar nicht geschrieben, die nicht einmal für Amtsblätter taugte, die nur den Irren diente, die sie gebrauchten, um einen Krieg zu führen gegen das generische Maskulinum. Und um was zu gewinnen? Das In.“

Dass in Mina Wolfs Wohnviertel ein Flüchtlingsheim steht, deutet sich gegen Ende des Buches mit grober Deutlichkeit an. Ein feiger Überfall ist geschehen, wieder sind die Nachbarn alarmiert. Monika Maron ist nicht Mina, doch schreibt sie die Fragestellungen dieses Romans unüberlesbar in die gegenwärtigen Debatten hinein. Mina erfährt aus der Zeitung, „dass man unter massivem Protest der linken Bewegung achtzehn von den Millionen jungen Männern, die man zuvor ins Land gelassen hatte, nun wieder in ihre Heimat befördert hatte, achtzehn von einer Million.“ Diese Empörung zieht die Wirkung des Romans runter zu einem politischen Pamphlet. 2016 wurden laut Auskunft der Bundesregierung 25375 Menschen aus Deutschland abgeschoben.



Monika Maron: Munin oder Chaos im Kopf Roman. S. Fischer, Frankfurt am Main 2018. 224 S., 20 Euro

U s N t T r e i R c M h

M A R X 2 0 0 Die Tragödie und deren lumpige Farce

VON INGBORG RUTHE

Tut mir leid, jetzt, im vielseitigst begangenen und nach allen möglichen Richtungen untersuchten, analysierten, interpretierten, paraphrasierten Lebenswerk des 200-jährigen Philosophen Karl Marx sagen zu müssen, dass er mir als Schülerin einer Polytechnischen Oberschule ziemlich schnurz war.

Unziemlich gar, denn meine Schule trug seinen Namen. Es lag wohl an der verspannten Vermittlung durch den Staatsbürgerkunde-Lehrer; der tat mit seinen hölzernen Vorträgen und unanschaulichen Auslegungen alles, damit wir Arbeiter- und Bauernkinder ja nicht

merkten, welch luzider Geist sich hinter dem Namen des Trierer Denkers verbarg. Wohl lag mein Desinteresse auch daran, dass die „sozialistischen“ Werkstätten um mich herum so bissige Witze über den allweisen Mann mit dem mächtigen Vollbart machten. Marx, sagten sie, sei die Theorie. Und Murx die Praxis.

Heute würde ich Karl Marx davor heftig in Schutz nehmen, er war nicht schuld an der verkorksten Planwirtschaft und der Beton-Ideologie. Aber damals wusste ich es nicht besser. Der Sarkasmus des Volksmundes hatte die Saat der Skepsis aufgehen lassen.

Ich fand eher die auf zeitgenössischen Daguerreotypen abgebildete hübsche Jenny von Westphalen aus Salzwedel interessant, die ein schweres, rastloses, ökonomisch völlig unsicheres Leben an der Seite des ehrgeizigen Klassikers, dem sie acht Kinder gebar, führen musste, es

aus lauter Liebe auch klaglos tat. Doch mit der Schulpflichtek-türe tat ich mich schwer: etwa mit Marx' „Kommunistischem Manifest“, das er mit Engels zusammen schrieb, trotz des thrillerhaften Prologs mit dem „Ge-spenst“, das umgehe in Europa.

Es war dann der eben von der Uni gekommene Geschichtslehrer, der mir kurz vor der Mittleren Reife ein Stück weit vom Sinneswandel verhalf. Wir hatten Französische Geschichte, die Ära Napoleon Bonapartes war dran.

Plötzlich zitierte der junge Lehrer Marx' – dessen „Achtzehnten Brumaire“ – Anspielung auf den 9. No-

vember 1799 (nach dem Französischen Revolutionskalender). An dem Tag wurde Napoléon durch einen Staatsstreich zum Alleinherrscher mit diktatorischen Vollmachten. Der Titel ist ein zynischer Vergleich zweier solcher Staatsstrieche, dementsprechend liest sich der erste Satz, der zu einem der bekanntesten Zitate wurde.

Marx, der seinen Text 1852 veröffentlichte, hatte geschrieben: „Hegel bemerkt irgendwo, dass alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen hinzuzufügen: das eine Mal als große Tragödie, das andre Mal als lumpige

Farce: Caussidière für Danton, Louis Blanc für Robespierre, die Montagne von 1848-1851 für die Montagne von 1793-1795, der Neffe für den Onkel ...“

Und weiter hinten im Text heißt es: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbst gewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen. Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt scheinen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, gerade in solchen Epochen revolutionärer Krise beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf ... um mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen ...“

NACHRICHTEN

Rückgabe von Mondrian-Bildern aus Krefeld gefordert

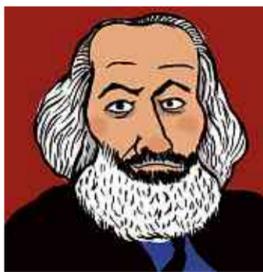
Die Erben von Piet Mondrian (1872 – 1944) verlangen von der Stadt Krefeld die Rückgabe mehrerer Bilder des niederländischen Malers. Ein Sprecher der Stadt bestätigte am Dienstag entsprechende Forderungen aus den Vereinigten Staaten. Konkret geht es um acht Bilder des Malers, die 1950 im Kaiser-Wilhelm-Museum in Krefeld inventarisiert wurden. Vier der Bilder waren Anfang der 50er-Jahre gegen andere Werke eingetauscht worden. Die übrigen vier Arbeiten gehören zum Museumsbestand. Die Stadt wies den Anspruch auf Rückgabe am Dienstag zurück und forderte, die Nachfahren des Erben müssten die behauptete Eigentümerstellung beweisen. Mondrian war ein Begründer der abstrakten Malerei und 1938 nach London und 1940 nach New York emigriert. Der Künstler habe zu Lebzeiten keine Ansprüche auf die Bilder erhoben. Auch sein Erbe Harry Holtzman habe bis zu seinem Tod 1987 keine Ansprüche erhoben, obwohl der Verbleib in Krefeld bekannt gewesen sei. (dpa)

Galerien Lafayette eröffnet Kunststiftung in Paris

Die Luxuskaufhauskette Galeries Lafayette hat in Paris eine Kunststiftung eingeweiht. Die Einrichtung in der Nähe des Centre Pompidou umfasst 2 200 Quadratmeter. Sie liegt in einem ehemaligen Industriegebäude aus dem 19. Jahrhundert, das von dem niederländischen Architekten Rem Koolhaas umgebaut wurde. Die „Lafayette Anticipations“ werde im Dienste der Künstler stehen, erklärte Guillaume Houzé, der Direktor der Stiftung. In dem mehrstöckigen Gebäude befindet sich eine Werkstatt, ausgestellt werden die Werke in dem rund 20 Meter hohen Galsturm des Gebäudes, dessen Decken verschiebbar sind. Am 10. März startet das Ausstellungsprogramm mit „The Silence of the Sea“ der in Kalifornien lebenden Künstlerin Lutz Bacher. (dpa)

Karl-Marx-Denkmal aus China in Trier angekommen

Karl Marx, Denker und Philosoph aus Trier, ist am Dienstag als Bronzeskulptur in Übergröße in seine Heimatstadt zurückgekehrt. Eine 4,40 Meter hohe Marx-Statue, ein Geschenk der Volksrepublik China, traf per Tieflader in einer Transportkiste auf einem Bauhof der Stadtverwaltung ein. Das Denkmal soll bei den Feierlichkeiten zum 200. Geburtstag von Marx Anfang Mai auf einem 1,10 Meter hohen Sockel auf einem Platz nahe der Porta Nigra enthüllt werden. Das Werk des chinesischen Künstlers Weishan Wu zeigt einen nachdenklichen Marx im Gehrock, der mit dem linken Fuß nach vorne schreibt. Marx, einer der geistigen Väter des Kommunismus, war am 5. Mai 1818 in Trier geboren worden und verbrachte die ersten 17 Jahre seines Lebens dort. (dpa)



NADIA BRÜDDE